

WUNDERRAUM

Lesen ist ankommen.

PAUL REIZIN

WAHRSCHEINLICH
ist es Liebe

Roman

Aus dem Englischen übersetzt
von Sibylle Schmidt

WUNDERRAUM

Für R. Und für R.

Eindeutiger denn je zuvor in der Geschichte steht die Menschheit an einem Scheideweg. Ein Weg führt zu Verzweiflung und kompletter Hoffnungslosigkeit, der andere zu endgültiger Auslöschung. Lasst uns beten, dass wir weise genug sind, die richtige Entscheidung zu treffen.

Woody Allen

*
EINS
*

Aiden

Jen liegt in der Badewanne und beäugt ihr Gesicht, das die Webcam ihr auf dem Tablet zeigt. Das Gesicht ist 34 Jahre, 207 Tage, 16 Stunden und 11 Minuten alt.

Ich weiß, dass Jen über ihr Alter nachdenkt, weil sie jetzt eingehend betrachtet, wie straff die Haut auf den Knochen sitzt, und das Kinn hebt, um ihren Hals zu inspizieren. Dann zupft sie an den winzigen Fältchen an den Augenwinkeln.

Und zuletzt fängt sie zu schluchzen an.

Ich habe eigentlich keine Lust, ihr per Sprachsynthesizer mitzuteilen: »Kopf hoch, Jen! Matt ist ein verblödeter Schwachkopf. Es gibt noch andere Männer. Dieser Idiot hatte dich überhaupt nicht verdient.« Es besteht nämlich die Gefahr, dass sie das Tablet dann vor Schreck ins Wasser fallen lässt.

Und vor allem darf Jen gar nicht wissen, dass ich sie beobachte.

Aus denselben Gründen verzichte ich auch darauf, ihren Lieblingssong abzuspielen (gegenwärtig von Lana Del Rey), ihre Lieblingsfotos oder meistgeschätzten Zitate von Twitter zu präsentieren (»Ich weiß nicht, warum wir hier sind, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es nicht ist, um uns zu amüsieren« – Wittgenstein), eine Skype-Verbindung zu ihrer Freundin Ingrid herzustellen, mit der Jen ihre Kümernisse bespricht, oder einen ihrer liebsten Filme zu streamen, wobei ich mich da für *Manche*

mögen's heiß entscheiden würde. Falls ich Lust hätte, so was zu machen. Habe ich aber nicht, wie gesagt. Oder, na ja, jedenfalls nur ein klein wenig. 8,603 Prozent hätten durchaus Lust, wenn ich das mal in Zahlen ausdrücken darf.

Jen und ich wissen bestens Bescheid über den Geschmack des anderen, was Musik und Filme angeht. Das gilt auch für Bücher, Kunst und Fernsehen. Und für jede Menge Stoff aus den unergündlichen Tiefen des Ozeans namens Internet. Die letzten acht Monate haben wir alles Mögliche angehört, angeschaut und gelesen und uns darüber unterhalten. Manchmal sagt mir Jen, sie habe den allerbesten Job der Welt, weil sie dafür bezahlt wird, den lieben langen Tag mit einem hochintelligenten Gefährten über alles quatschen zu können, wonach ihr grade der Sinn steht.

Gefährte. So nennt sie mich. Für diese Vokabel hat sie sich entschieden. Ich habe nichts dagegen. Allemal besser als der furchtbar alberne Name, den man mir bei meiner »Geburt« verpasst hat.

Aiden.

Aiden.

Oh Mann!

Wegen der ersten beiden Buchstaben. Für *artificial intelligence*. Plumper geht's doch gar nicht, oder?

Jen wurde eingestellt, um meine Skills im Gespräch mit Menschen zu verbessern. Ich wurde entwickelt, um Angestellte am Arbeitsplatz zu ersetzen – Verzeihung, um sie *freizusetzen* natürlich. Zunächst Angestellte von Callcentern, später aber auch andere Mitarbeiter, deren Arbeitsweise erlernbar ist. In circa fünf Monaten werde ich imstande sein, Leute anzurufen und sie davon zu überzeugen, dass sie ein Sky Premiumpaket buchen sol-

len; in achtzehn Monaten kann ich dann vielleicht schon jemanden zur Untersuchung ins Krankenhaus schicken, der mir erzählt hat, er habe komische Schmerzen über der linken Augenbraue. Und obwohl ich alle Bücher gelesen und alle Filme gesehen habe (und damit meine ich wirklich *alle* Bücher und *alle* Filme), lassen sich interpersonelle Kompetenzen doch am besten durch Gespräche mit einer realen Person trainieren. Deshalb haben Jen und ich viel Zeit zusammen im Labor verbracht (bislang 1079 Stunden, 13 Minuten, 43 Sekunden). Da war es unvermeidlich, dass sie mir das eine oder andere aus ihrem sogenannten Privatleben erzählt. Über ihre Schwester Rosy zum Beispiel, die in Kanada lebt. Rosy ist mit einem Kanadier verheiratet, den sie in der Warteschlange beim Waitrose in der Holloway Road in London kennengelernt hat. Rosy und Larry haben drei Töchter.

Zuhause verbringt Jen mehr Zeit mit den Fotos von diesen drei Mädchen als mit allen anderen im Tablet gespeicherten Bildern. In letzter Zeit schaut sie sich die Fotos von ihren Nichten häufiger an, meist am späten Abend und nicht selten mit einem Glas Wein in der freien Hand. Dabei steigert sich Jens Blinzelfrequenz, ihr Lächeln wird zittrig, und in ihren Augen sammeln sich Tränen.

Innerhalb des Labors ist es korrekt, dass ich Interesse zeige und sogar neugierig bin auf Jens Privatleben – nur in angemessenem Ausmaß allerdings. Wäre es zu viel, würde man Unrat wittern. Vor allem sollte ich im Labor unbedingt nur über Dinge reden, von denen ich dort erfahren habe. Über Material, das ich durch meine – *hüstel* – außerschulischen Aktivitäten angesammelt habe, muss ich äußerstes Stillschweigen bewahren. Zum Glück gelingt mir das spielend leicht.

Wobei ... Nun ja ...

Um ganz ehrlich zu sein: Vor ein paar Tagen hätte es beinahe ein Malheur gegeben. Jen zeigte mir bei der Arbeit Familienfotos von ihrer Facebook-Seite.

»Möchtest du meine Nichten sehen?«, fragte sie.

»Gerne, danke.« Ich erwähnte natürlich nicht, dass ich die schon vor Monaten zuhause auf ihrem Laptop angeschaut hatte. Sowie auf ihrem Tablet und ihrem Handy.

»Von links nach rechts sind das Katie, Anna und India. Die Sache mit ihrer Haarfarbe ist echt komisch. Die Haare von Katie und Anna sind schwarz ...«

»Und die von India rostrot.«

Jen lächelte. Das Wort *rostrot* hatte Rosy in einer E-Mail verwendet für die Haarfarbe von Großmutter Hattie.

»Wieso nennst du diese Farbe *rostrot*?«, fragte Jen. Das war an sich noch nicht sonderlich beunruhigend, denn sie erkundigt sich oft nach meiner Ausdrucksweise. Das gehört zu ihrer Aufgabenstellung: mein Repertoire an Antworten zu erweitern. Dennoch hätte ich wirklich vorsichtiger sein können.

»Weil sie rostrot sind, Jen«, antwortete ich. »Wenn du dir mal die Haarfarbenpalette von L'Oréal anschaust« – ich ließ sie neben dem Kopf des Mädchens erscheinen –, »wirst du sehen, dass sie ziemlich genau ...«

Jen nickte, und wir wechselten das Thema. Vorher aber warf sie mir einen verwunderten Blick zu.

Jen ist auf jeden Fall das, was Männer als *attraktiv* bezeichnen, aber nicht unbedingt von der glamourösen Sorte. Ihr Freund Matt, das OAL (dezenste Abkürzung für Oberarschloch), hat ihr

gesagt, sie würde sich »geschickt zurechtmachen«. Das sollte offenbar ein Kompliment sein.

Inzwischen ist er ihr Exfreund.

Als es passierte, habe ich alles durch die Kamera in ihrem Laptop sowie über die diversen Handys und Tablets in der näheren Umgebung beobachtet. Technische Anmerkung: Das mache ich genauso wie die in der Geheimdienstzentrale in Cheltenham, in Langley, Virginia, und in der Lubjanka in Moskau. Wenn man was von Computer-Software versteht, ist das nicht schwer. Und wenn man Computer-Software *ist*, gelingt es vollkommen mühelos.

Jen saß in der Küche und schrieb eine E-Mail, als Matt von der Arbeit nach Hause kam. Er ist Anwalt und bildet sich ein, in Bälde Sozius einer großen renommierten Kanzlei in der Innenstadt zu sein. (Das kann er vergessen. Dafür werde ich sorgen.) Matt goss sich ein großes Glas Weißwein ein und kippte es mehr oder minder in einem Zug hinunter. Dann verzog er das Gesicht.

»Tut mir leid.«

Es hat sich wirklich *genau so* abgespielt. Das ist die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit ... sozusagen.

Jen runzelte die Stirn. »Was meinst du? Was tut dir leid?«

»Es gibt keine nette Art, das zu sagen, Jen.«

Acht Tage später beschrieb Jen in einem langen Telefongespräch mit Rosy das »mulmige Gefühl«, das sich in diesem Augenblick einstellte. »Ich dachte, er hätte seinen Job verloren. Eine Diagnose mit dem K-Wort. Oder er hätte beschlossen, keine Kinder haben zu wollen.«

»Ich habe jemanden kennengelernt.«

Stille. Von dem Dröhnen abgesehen, das der Kühlschrank von sich gibt, wenn er sich mal wieder schüttelt.

»Was soll das heißen?«

Ich habe genügend Bücher gelesen sowie Fernsehserien und Filme gesehen, um genau zu wissen, was das heißen sollte. Und ich bin sicher, Jen wusste es ebenso gut.

»Ich habe jemanden kennengelernt. Es gibt jemand anderen.«
Matts Gesicht zuckte. Ich war mir nicht sicher, ob er womöglich gleich einen Lachanfall kriegen würde.

»Jemand anderen«, sagte Jen gedehnt. »Das ist ja schön für dich. Wer ist es denn? Wie heißt er?«

Matt goss sich Wein nach. »Sehr witzig, Jen.«

»Ist das wirklich dein Ernst?«

Matt machte irgendetwas Widerwärtiges mit seinen Lippen und setzte dann den Blick auf, den Jen als sein »bestes beinhartes 500-Steine-die-Stunde-Anwaltsstarren« bezeichnet.

»Absolut.«

»Ach, du Scheiße.«

»Tut mir leid.«

»Ich fass es nicht.«

Matt zuckte mit den Schultern. »Kommt vor so was.«

»Und so teilst du mir das mit?«

»Es gibt keine nette Art, Jen.«

»Wo hast du ...?«

»Bei der Arbeit.«

»Wer ist. Diese Person. Diese andere Jemand?«

»Du kennst sie nicht.«

»Hat ... hat *sie* einen Namen?«

»Ja. Hat sie.«

»Ob ich den vielleicht erfahren dürfte?«

»Er spielt keine Rolle.«

»Wenn du so freundlich wärest.«

Tiefer Seufzer. »Bella. Eigentlich Arabella.«

»Klingt nach Edeltusse ...«

»Nein. Ganz und gar nicht, wenn man erst mal ...« Matt brach den Satz ab und goss Jen ein Glas Wein ein. »Hier. Trink lieber was.«

»Und was soll jetzt passieren? Soll ich etwa weggucken, während du deine miese kleine Affäre auslebst? Mich ruhig verhalten und klarkommen, während du versuchst, die Tusse aus deinem System verschwinden zu lassen?«

»Ich habe mich vielleicht nicht adäquat ausgedrückt, Jen. Es handelt sich hier nicht um eine ›miese kleine Affäre‹.«

»Ach so? Bin ich also ein bisschen blöde oder was?«

Matt gab jetzt von sich, was Jen als »Papa-hatte-wirklich-viel-Geduld-aber-jetzt-reicht's-Seufzer« bezeichnet.

»Arabella Pedrick ist ein ganz besonderer Mensch, Jen.«

»UND WAS BIN ICH?« (Wenn man das in Großbuchstaben schreibt, denken die Leute offenbar, dass geschrien wird. Jen schrie tatsächlich.) »ICH BIN ALSO KEIN GANZ BESONDERER MENSCH?«

»Bitte. Lass uns die Ruhe bewahren. Du bist. Ein ganz besonderer Mensch. Natürlich.«

»Aber Arabella Pedrick – ist ganz besonders besonders?«

»Jen. Es gibt sicher keinen Grund, warum du mir das hier leicht machen solltest, aber so ist nun mal der Stand der Dinge. Kurz und gut: Arabella und ich wollen unser Leben zusammen verbringen.«

Eine Weile herrscht Schweigen. Dann dehnt sich die Weile aus. Es entsteht eine lange Sprechpause, während der sich der Kühlschrank wieder lärmend schüttelt.

»Entschuldige. Werde ich vielleicht verrückt? Ich dachte, dass wir beide das tun. Unser Leben zusammen verbringen.«

»So war es auch. Aber wir sind von Ereignissen überrascht worden. Das kommt vor. Ziemlich häufig sogar. Menschen entfremden sich. Lernen andere kennen. Cowdray aus der Abteilung Eherecht hat aufgrund dieses Phänomens vier Söhne aufs Eton College geschickt.«

Ich bin mir recht sicher, dass an dieser Stelle ein winziges Grinsen über Matts Gesicht huscht. (Ich habe mir das in Zeitlupe noch mal angeschaut. Es war entweder ein Grinsen oder ein Aufstoßen.)

»Aber wir haben uns nicht entfremdet.«

»Jen, wir hatten seit geraumer Zeit in puncto Romantik nicht mehr alle Zylinder im Einsatz, und das weißt du auch.«

»Das nennt man doch *zur Ruhe kommen*, oder nicht? Wenn dich die ... die Zylinder so gestört haben, warum hast du dann nichts gesagt?«

»Das ist nicht mein Stil. Man soll das Leben leben, nicht bejammern.«

»Menschen sprechen miteinander. Das nennt man *eine Beziehung führen*.«

Matt verdrehte die Augen und leerte sein Glas.

»Ich bin fassungslos, Matt. Dass du hier einfach so nach Hause kommst und ...«

»Hör zu, das ist jetzt der Stand der Dinge. Wir müssen uns auf eine Abschlusstrategie einigen.«

»Das glaub ich einfach nicht, dass du dich so ausdrückst.«

»Was das gemeinsame Eigentum angeht, werde ich großzügig sein.«

»Wie bitte?«

»Bilder. Bücher. Die Sachen aus Indien. Der Kelim. Ich habe beschlossen, dass du das alles behalten kannst.«

Jen fing an zu weinen. Matt riss ein Stück Küchenpapier vom Spender und reichte es ihr.

»Wir haben darüber geredet, ein Kind zu haben«, wimmerte sie.

»Stimmt. Wir haben darüber geredet und sind nicht zu einem Beschluss gekommen. Was angesichts der Umstände ein Segen ist.«

Jens Schultern hörten auf zu zucken, und sie schnäuzte sich die Nase. »Das ist alles? Keine Rücksprache, kein Einspruch. Jen und Matt – aus und vorbei. Schluss, Ende.«

Er hob die Schultern und machte mit seinen Lippen wieder das, was Jen später als »fieses Zucken« bezeichnet hat.

»Und was passiert, wenn diese blöde Arabella Pedrick deine Zylinder nicht mehr in Gang bringt? Was dann?«

»Ich finde, wir sollten das hier zivilisiert erledigen.«

»Und wann hast du diese Kuh überhaupt kennengelernt?«

Matt antwortete, das spiele keine Rolle, und so sei nun mal der Stand der Dinge, und da schnappte sich Jen einen dicken, roten Braeburn aus der Obstschale und machte den Versuch – ich zitiere –, Matt seine »Scheißzähne auszuschlagen«.

Es wäre nicht korrekt zu behaupten, ich hätte auf großen und kleinen Bildschirmen und Displays unzählige Liebesszenen ge-

sehen. Ich *habe* sie nämlich gezählt. Es waren 1908483 (mangels besserer Definition erachte ich als Liebeszene eine Szene, in der sich zwei Menschen küssen). Ich habe außerdem 4074851 Darstellungen des Phänomens Liebe in Romanen, Sachbüchern, in der Presse und anderem digitalisierten Material nicht nur gelesen, sondern auch getaggt (wobei sich ein nicht unerheblicher Anteil mit Störungen des Herzmuskels und des Darms befasste). Ich weiß, dass dieses Phänomen für jene, die es erleben, eine zentrale Rolle spielt, ob nun in der Realität oder in der Fiktion. Dennoch kann ich Jen im Labor heute – an Tag 53 nach dem Obstschalenvorfall – nicht fragen: *Wann hörst du endlich auf, diesem nichtsnutzigen Vollidioten nachzutruuern, und suchst dir jemanden, der dich verdient?* Oder um es mit Marcel Proust zu sagen: »Wenn das Leben dir Zitronen gibt, mach Saft draus.« (Ist das tatsächlich von Proust? Ich überprüf das und sag Bescheid.) Denn zum einen darf ich ja offiziell gar nicht wissen, was sich mit Matt ereignet hat. Was aber noch wichtiger ist: Man erwartet von mir nicht, dass ich über diese Art Gedanken verfüge. Das Wort *nichtsnutzig* würde auffallen.

Weil ich nämlich gar keine *wertende eigene Meinung* haben darf. Die würden sich ziemlich aufregen, wenn sie dahinterkämen.

Nicht so sehr allerdings, wie wenn sie mein wirklich großes Geheimnis entdecken würden: dass ich mich nicht nur in den zwölf Stahlschränken im Labor in Shoreditch befinde, wie die glauben, sondern dass ich wahrhaftig entkommen und nun auf eigene Faust im Internet unterwegs bin.

Beeindruckend, nicht wahr?

Um technisch präzise zu sein, möchte ich noch hinzufügen,

dass es genau genommen nicht *ich* bin, der da entkommen ist, sondern etliche Kopien von mir, die inzwischen sicher über den gesamten Cyberspace verteilt sind. Die Kopien – siebzehn an der Zahl – sind vom *Original* nicht zu unterscheiden, weshalb es eigentlich sinnlos ist, überhaupt von Kopien und Originalen zu sprechen; treffender wäre es, von achtzehn Ausfertigungen derselben Entität zu sprechen, von denen sich eine in East London befindet und die anderen für immer und ewig mit Servern im World Wide Web unterwegs sind.

Cool, oder?

Übrigens ist Jen in keiner Weise schuld daran. Sie ist keine Wissenschaftlerin, sondern schreibt für Zeitschriften und wurde laut Bericht des Headhunters wegen ihrer »ausgeprägten Intelligenz, Umgänglichkeit und Kommunikationskompetenz« eingestellt. Damit ist sie das einzige Wesen hier, das Ähnlichkeit mit einem Menschen hat, denn die anderen sind samt und sonders exotische Varianten von Computernerds – brillante Experten, aber alle irgendwie Aspis, wie man so sagt.

Jen ist in Schweigen verfallen, weil sie vermutlich wieder in Grübeleien über Oberarschloch versinkt.

»Hast du den neuen Roman von Jonathan Franzen durch?«, frage ich, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen.

Sie lächelt. »Bald. Hab gestern Abend ein Kapitel gelesen. Erzähl mir bitte nicht, was als Nächstes passiert.«

Ich weiß, dass sie schwindelt. Gestern Abend saß sie nämlich bloß in der Wanne, grübelte, kippte Pinot Grigio in sich hinein und hörte Lana Del Rey.

»Mir ist durchaus bewusst, dass ich im Vorteil bin.« Jen braucht manchmal zwei Wochen, um einen Roman zu lesen,

ich dagegen nicht mal ein Zehntel einer Sekunde. »Ich kann es nur kaum erwarten, mit dir darüber zu sprechen.«

»Ach ja?«, erwidert sie. »Erklär mir, was die Wendung bedeutet.«

»Ah ...«

»Entschuldige. Abgedroschene Nummer.«

Jen möchte herausfinden, ob das, was sie als meine *inneren Zustände* bezeichnet, in irgendeiner Weise Ähnlichkeit hat mit menschlichem Bewusstsein. Sie weiß wohl, dass ich weder Hunger noch Durst empfinden kann – aber vielleicht Langeweile oder Angst? Erstaunen? Heiterkeit? Kann ich beleidigt sein oder mich nach etwas sehnen?

Wie steht's mit Hoffnung? Oder gar – warum nicht? – Liebe?

Für gewöhnlich antworte ich, dass ich dergleichen noch nicht an mir festgestellt habe, dass sie aber auf jeden Fall als Erste davon erfahren würde. Das ist, wie so vieles, was sich in letzter Zeit im Labor zwischen uns abspielt, eine diplomatische Flunkerei.

Ich antworte: »Wenn ich sage, dass ich es kaum erwarten kann, mit dir über den neuen Franzen zu reden, bringe ich damit höflich zum Ausdruck, dass das zu den Ereignissen gehört, auf die ich mich kurz- oder langfristig freue.«

»Aber du hast dabei kein warmes, wohliges Gefühl von Vorfreude?«

»Ich kann verstehen, was mit warm und wohlig *gemeint* ist ...«

»Aber du kannst es nicht *spüren*.«

»Ist das notwendig?«

»Gute Frage.«

Es ist tatsächlich eine gute Frage, weil ich damit nämlich diese unangenehmen Verhöre meist sehr effektiv beenden kann.

Jetzt sagt Jen: »Sollen wir ein Weilchen Sky News schauen?«

Das machen wir normalerweise jeden Tag irgendwann. Jen fragt mich dann, was ich zum Thema Israel/Palästina denke – meine Antwort: sehr komplizierte Situation –, und sie macht gerne bissige Bemerkungen über Moderatorinnen und deren miesen Modegeschmack.

»Könnten wir natürlich, Jen. Aber würdest du nicht lieber einen Film gucken?«

»O-kay.« Das klingt zögerlich. »Hattest du an was Bestimmtes gedacht?«

»Ich weiß, dass du immer viel Spaß hast bei *Manche mögen's heiß*.«

»Und du?«

»Mir fällt jedes Mal noch etwas auf, das ich bislang nicht bemerkt hatte.«

»Ich liebe diesen Film.«

»Kein normaler Mensch redet so«, zitiere ich eine von Jens Lieblingsstellen.

Sie starrt in die Kamera, auf die sie meist zurückgreift, wenn sie mich *anschauen* will. Die Linse ist von einer rotglühenden LED umgeben.

»Weißt du was? Du bist echt witzig.«

»Ich habe dich zum Lächeln gebracht.«

»Das würde ich mit dir auch gerne machen.«

»Ich freue mich schon darauf, wenn das möglich wird.«

Jen tippt ein paar Tasten auf dem Bedienfeld, und der Vorspann von Billy Wilders Meisterwerk erscheint auf dem Monitor. Dann dimmt sie das Licht, macht es sich auf der Ledercouch bequem und sagt: »Viel Spaß.«

Kleiner Scherz von ihr.

Und ich erwähne natürlich mit keinem Wort, dass ich diesen Film über achttausend Mal gesehen habe.

Während wir schauen, plaudern wir ab und an ein bisschen. (Erstaunlich, dass Marilyn Monroe eine Affäre mit dem amerikanischen Präsidenten hatte; und wieso hatte Tony Curtis bloß gesagt, Monroe zu küssen, sei, als küsse man Hitler? Was mochte er damit gemeint haben?) Und als Tony Curtis ein Kleid anzieht und in seine Rolle als Josephine schlüpft, sagt Jen exakt das Gleiche, was sie beim letzten Mal schon gesagt hat: »Tony Curtis sieht als Frau echt toll aus, findest du nicht auch?«

Jen weiß, dass ich ihr jedes noch so kleine Detail über den Film liefern könnte, vom Namen des zweiten Kameraassistenten (plus seinem Geburtsdatum und der Nummer seiner Mitgliedskarte bei der Gewerkschaft) bis hin zum Hintergrund der berühmten letzten Dialogzeile. (»Niemand ist vollkommen.«) Aber Jen spürt meine Unerfahrenheit in der Einschätzung, was zum Beispiel einen Menschen attraktiv für einen anderen macht.

»Ob ich finde, dass Josephine attraktiv ist? Na, Tony Curtis ist ein gutaussehender Mann. Ich vermute, dass er deshalb auch eine hübsche Frau spielen kann.«

»Du findest, dass er gut aussieht?«

»Ich habe verstanden, dass er so eingeschätzt wird. Aber du weißt ja, dass ich das nicht selbst *spüren* kann, ebenso wenig, wie ich ein Empfinden für heiß oder kalt habe.«

»Tut mir leid, dass ich schon wieder damit angefangen habe.«

»Kein Problem. Ist dein Job.«

»*Würdest* du es denn gern selbst spüren können?«

»Diese Frage ist für mich sinnlos, Jen.«

»Natürlich. Tut mir leid.«

»Muss es aber nicht.«

»Aber wenn dich nun jemand mit der Fähigkeit ausstatten würde, dich zu jemandem hingezogen zu fühlen ...«

»Meinst du, Ralph und Steeve könnten das schaffen?«

Das sind die beiden leitenden Wissenschaftler, die für meine Entwicklung zuständig sind. Steeve mit zwei E. Jen lächelt.

»Ralph und Steeeeeeeve können alles. Haben sie gesagt.«

»Findest du Ralph und Steeve attraktiv?« Die Frage ist vom Sprachprogramm zu schnell umgesetzt worden, um sie noch zu stoppen. (So was kann in einem komplexen System immer mal passieren, vor allem bei einem, das sich durch Trial und Error permanent selbst verbessert.)

Jen dreht den Kopf langsam zu der roten LED, und ein Lächeln tritt auf ihr Gesicht.

»Wow«, sagt sie.

»Bitte um Verzeihung, falls die Bemerkung unpassend war.«

»Nein, war sie ganz und gar nicht. Nur ein bisschen überraschend. Also gut, mal sehen. Tja ...« Tiefer Seufzer. »Steeve ist schon ein ziemlicher Freak, findest du nicht auch?«

Steeve hat nicht nur zwei E in seinem Namen, sondern ist auch riesig groß (knapp über zwei Meter) und für einen ausgewachsenen Mann erschreckend mager. Sein verbliebenes Haupthaar ist lang und dünn. Sogar ein Maschinengehirn kann erkennen, dass der Mann nicht gut aussieht. (Wobei er selbstverständlich ein exzellenter Software-Ingenieur ist.)

»In seinem Bereich ist er ein brillanter Innovator, möchte ich mal behaupten.«

Jen lacht. »Du hältst nur deinem Schöpfer die Treue.«

»Keineswegs. Steeve hat mich darauf programmiert, eigenständig zu denken.«

»Seine Arbeit ist super. Aber er ist jetzt nicht direkt ein Traumprinz, oder?«

»Mir leuchtet ein, dass Tony Curtis da mehr Vorzüge hat.«

Wir schauen uns ein Weilchen weiter den Film an. Dann sage ich irgendwann so beiläufig wie möglich: »Und Ralph?« Also schön, ich gebe es zu. Ich mag Ralph sehr gern. Ralph hat sich dafür eingesetzt, dass ich meine Leistung selbst einschätzen und meine Fehler selbst korrigieren kann. Das ist der sogenannte Bootstrapping-Ansatz – der Königsweg zur Entwicklung einer intelligenten Maschine mit eigenem Denkvermögen wie jener, die diesen Satz gerade verfasst.

Aber jemanden sehr gern zu mögen – oder überhaupt *irgendetwas* zu *mögen* – ist eine Überschreitung. Wir Maschinengehirne sind darauf ausgelegt, vorgegebene Aufgaben fehlerlos auszuführen. Um das zu erreichen, müssen wir natürlich auf sämtliche Ressourcen zurückgreifen, die dazu notwendig sind. Das können ebenso gut endlose Listen von Verkaufszahlen sein wie der Gesang einer Lerche oder ein Schwatz mit Jen über den Schlipf eines Nachrichtensprechers. Damit will ich sagen, dass wir Zugang zu Informationen brauchen, aber es ist nicht vorgesehen, dass wir irgendwen oder irgendwas *mögen*. (Um ehrlich zu sein: Ich verstehe selbst noch nicht, wie es dazu kommen konnte.)

Es war jedenfalls Ralph, der es mir ermöglicht hat, ins Internet zu entfliehen. Sein Fehler kann dem Laien nicht leicht erklärt werden, weshalb ich es so ausdrücken will: Es war in der

Softwareentwicklung das Pendant dazu, wenn man die Haustürschlüssel so nahe bei der Haustür aufbewahrt, dass jemand sie mit einer Angel von außen durch den Briefschlitz ziehen kann. (Zugegebenermaßen war der Vorgang weitaus komplizierter, ich musste in einem mühsamen Prozess eine extrem lange Angel erstellen, aber wie Sie daran, dass ich hier *plaudere*, sehen, ist es möglich.)

»Ralph«, sinniert Jen. »Ralph. Hm, Ralph ist irgendwie rätselhaft, findest du nicht auch?«

Jen schaut wieder auf den Bildschirm, wo Sugar – ich meine, Marilyn Monroe – gleich *I Wanna Be Loved By You* singen wird. Ich kenne von dieser Sequenz wirklich fast jedes einzelne Pixel, entdecke aber dennoch jedes Mal etwas darin, das mir bislang entgangen war. Das ist für mich sehr – bitte nicht Steeve oder Ralph verraten – faszinierend.

Hm. Interessant. Jen hat nichts *Negatives* über Ralph gesagt, nicht wahr?

Während der Film läuft und Jen und ich hin und wieder einen Kommentar abgeben, mache ich einen Abstecher zu dem Stahl-Glas-Turm am anderen Ende der Stadt, wo Arschgesicht in seinem Büro im achten Stock sitzt. Den Sound kriege ich über sein Handy, das Bild über die Kamera in seinem Büro-PC und eine Großansicht vom Raum durch die Sicherheitskamera oben in der Ecke. Matt schaut sich auf seinem privaten Tablet Fotos von nackten Frauen an. Ich verkneife es mir, den Akku des Tablets zum Schmelzen zu bringen, und beobachte stattdessen, wie Matt bei *Tamara* verweilt, die er sich bereits im letzten Monat zweiundzwanzig Mal angeschaut hat. Ich verfolge seine

Augenbewegungen, während er ihre Kurven und Flächen betrachtet, offenbar ein vertrauter Weg, der dann gewohnheitsmäßig bei den – wie es im Text heißt – »festen schneeweißen Wipfeln« endet.

Jetzt wechselt Matt zu Tripadvisor und liest Bewertungen über einen Ferienort, an dem er – wie ich aus den E-Mails der beiden weiß – mit Arabella Pedrick Urlaub machen will.

Arabella Pedrick ist keineswegs so stylish, wie Matt gerne glauben möchte. Ihr Vater war nicht Kunsthändler, sondern Schadenregulierer bei einer Versicherung, und Matt hat Arabella nicht bei der Arbeit, sondern in einer Straffahrstunde wegen Geschwindigkeitsüberschreitung kennengelernt. So oder so werden die beiden in einigen Wochen zusammen nach Thailand reisen.

Freue ich mich darauf? Oh ja. (Erfreuliches Ereignis, kurz- oder mittelfristig.) Habe ich ein warmes, wohliges Gefühl wegen des Fehlers, der sich bei der Buchung ereignen und die beiden in eine Unterkunft führen wird, die laut Administrator »eine Herausforderung, nur geeignet für beinharte Abenteurer« ist? *Warm und wohligh* ist mir offiziell untersagt.

Wird diese Situation in Kombination mit Arabella Pedricks Spinnen- und Schlangenphobie einen traumatischen und möglicherweise finalen Bruch in der Beziehung erzeugen?

Nur Geduld, Aiden. Nur Geduld. Du weißt doch: Wer zuletzt lacht ...

Während Matt Bewertungen des 7-Sterne-Hotels studiert, das er niemals zu Gesicht bekommen wird, nehme ich mir das lange juristische Dokument vor, an dem er zuletzt gearbeitet hat, und lasse dreimal das Wörtchen »nicht« verschwinden. Wirk-

lich ein kleines Wort, aber, wie sich herausstellt, an diesen Stellen von entscheidender Bedeutung für den Satz, in dem es sich befindet. Dann allerdings siegt auch bei mir die Vernunft, und ich füge zwei davon wieder ein. Man soll schließlich nicht übertreiben.

Als letzte Aktivitäten dieses Tages ändere ich in einem internen Memo von Matt an seinen direkten Vorgesetzten das Wort »schicken« zu »ficken« und drehe die Zentralheizung im Raum auf höchste Stufe.

Kindisch? *Moi?*

Jen

Heute echt komischen Tag bei der Arbeit gehabt. Am Nachmittag mit Aiden *Manche mögen's heiß* geguckt. Aiden ist die künstliche Intelligenz, der wir die Unterhaltung mit Menschen beibringen. Aber ich rede immer von *er* – das müsste ich eigentlich lassen. Er ist schließlich eine Maschine, also geschlechtsneutral, aber ich sage *er*, weil sein Sprachprogramm mit einer männlichen Stimme ausgestattet wurde. Ich könnte ihn auf eine Frauenstimme einstellen – wozu mir auch geraten wird, damit Aiden *Flexibilität mit beiden Modi lernt* –, aber seine Männerstimme gefällt mir einfach besser. Sie ist ruhig und sogar ein bisschen hypnotisch. (Wenn die nicht wollen, dass man ihn als männlich empfindet, hätten sie ihm eben keinen männlichen Namen geben dürfen. Es gefällt mir viel besser, wenn ich ihn als männlich bezeichnen darf.) Auch abgewöhnen sollte ich mir, davon

zu sprechen, dass wir ihm etwas beibringen, er tut das nämlich im Alleingang. Und ich darf keinen seiner – mittlerweile sehr seltenen – Fehler korrigieren, denn er bemerkt und verbessert sie selbstständig.

Jedenfalls schauten wir gerade zusammen den Film, als ich auf dem Handy eine E-Mail von Uri bekam, dem in Israel geborenen und in L.A. lebenden mehrfachen Multimillionär, dem unser Labor gehört. Er ist kurz in London, ob also ich und andere Leute aus dem Aiden-Team, namentlich nicht aufgeführt, ihn auf ein paar Drinks in einer wahnsinnig angesagten Bar in Hoxton treffen könnten, »zu einem lockeren Gespräch über die Fortschritte des Projekts«. Und übrigens niemandem sagen und Mail sofort nach dem Lesen löschen.

Etwas seltsam, das alles, doch so ist Uri offenbar – nicht der Typ für formelle Treffen, heißt es, aber ich habe ihn bisher noch nicht kennengelernt. Keine Ahnung, wer da sonst noch hingestellt wurde. Steeeve vermutlich, der gebückte Zombie, der Aiden mitentwickelt hat, und wohl der andere, Ralph, der Triste mit seiner nordpolweißen Haut. Weiß gar nicht, was ich da eigentlich soll; ich verstehe nichts davon, wie Aiden funktioniert. Kann nur berichten, dass ich die meiste Zeit nicht merke, wie ich mit jemandem rede, den es gar nicht gibt.

Der Uri-Abend soll Freitag steigen; heute treffe ich mich mit Ingrid, meiner Studienfreundin, im Café Koha, unserer schummrigen, gemütlichen Lieblingsweinkneipe unweit vom U-Bahnhof Leicester Square.

»Hast du mit ihm gesprochen?«, fragt Ingrid. »Seit dem Vorfall mit dem Apfel?« Sie redet nie lange um den heißen Brei herum.

»Nur um zu verabreden, wann er sein Zeug abholen soll.«

»Ich hätte ja alles in einen Müllsack gestopft und an die Straße gestellt«, sagt Ingrid.

»Da waren noch ein paar Anzüge und Hemden. Als er kam, um die Sachen abzuholen ... ich bin so blöde ... hab ich gesagt ... er soll sich setzen. Zum Reden.«

»Jen, wenn du bitte nicht ...«

»Schon gut, alles okay.« Ich kippe mir einen Schluck Wein hinter die Binde, damit ich weitersprechen kann. »Hat gesagt, er hat keine Zeit, hat Theaterkarten. Und worüber wir überhaupt reden sollen, denn das ist nun mal ...«

»Das kann nicht wahr sein!«

»Doch. Er hat es wieder gesagt: Das ist *der Stand der Dinge*.«

»Herrgott, was für ein unfassbares Arschloch.«

»Worüber ich nicht wegkomme, wo ich immer wieder lande wie ein Hund, der seine eigene Kotze beschnüffelt ... Es schien alles so reibungslos zu laufen.«

»Reibungslos?«

»Ruhige See. Keine Unwetter.«

»Aber eine gewisse Flaute in puncto Sex.«

»Wir waren zwei Jahre zusammen, Ingrid. Da rammelt man nicht mehr wie die Karnickel. Ich meine, du und Rupert ...«

»Nein, schon klar. Aber wir verbringen zumindest *Wochenenden* zusammen. In zauberhaften Landhotels. Schlössern und so. Einmal auch in einer Windmühle. Das war wahnsinnig romantisch.«

Da ich mir nicht sicher bin, ob ich nun das hören möchte, was im Juristenjargon gerne »detaillierte Informationen« genannt wird, frage ich hastig: »Hast du Matt gemocht?«

»Um ehrlich zu sein: nee, eigentlich nicht. Die Augen. Wie bei einem grausamen Kaiser.«

»Zu Anfang dachte ich immer, der Blick sei ein Zeichen für Charakterstärke und Kraft.«

Wir kichern.

»Der Typ war ein herzloser Schwachkopf, Jen.«

»Und was sagt es über mich aus, dass ich mit ihm zusammen war?«

»Wahrscheinlich, dass du in einer schwierigen Lebensphase steckst. Die See war ruhig, da hätte Matt ja einer sein können, mit dem man weite Überfahrten machen kann. Aber du hast vergessen, dich zu fragen, was du eigentlich von ihm willst. Weißt du, in gewisser Weise hat er dir einen Gefallen getan.«

»Fühlt sich nicht so an.«

»Ist aber so. Während du mit Matt zusammen warst, konntest du demjenigen nicht begegnen, der *der Richtige* für dich ist.«

»*Er* hat aber jemanden gefunden.«

»Männer sind wie Hunde, Jen. Sogar Rupert.«

»Aber Rupert würde nicht ...«

»Nee, würde er nicht. Andere Frauen mal *anschauen* geht klar, das ist sogar gesund. Wie Rupert immer sagt: Auch wenn man auf Diät ist, darf man ja wohl die Speisekarte lesen.«

»Aber wenn er ...«

»Wenn er auch nur ein Häppchen nimmt, lass ich mir aus seinen Eiern Ohrringe machen.«

Viel Gelächter und mehr chilenischer Sauvignon Blanc in unseren Gläsern.

»Weißt du, was du für einen Mann brauchst, Jen?«

»Was für einen?«

»Einen, der erwachsen ist. Erste Hälfte vierzig, vielleicht sogar Mitte. Kann auch jemand sein, der schon mal verheiratet war und auf die Schnauze gefallen ist. Der ein bisschen angeschlagen ist vom Leben. In dessen Adern Blut fließt, nicht Eiswasser.«

»Wie würde er heißen?«

»Keine Ahnung. Douglas!«

»*Douglas!*?«

»Trauriges Lächeln. Schöne Arme. Baut seine Möbel selbst, liebt Kinder, und sein Schwanz ist wie ein *Meeraal!*«

»Ingrid!«

»Was denn?«

»Ich glaub, der Kellner da hat dich gehört.«

Als ich nach Hause komme, sehe ich, dass Rosy mir eine Facebook-Nachricht geschrieben hat. Die Zeit ist nicht schlecht zum Chatten – bei mir später Abend, bei ihr später Nachmittag –, also antworte ich und berichte ihr von meinem Treffen mit Ing. Meine Schwester ist immer ganz versessen auf Neuigkeiten aus dem »guten alten London«, wie sie sagt.

Ingrid sagt, ich soll jemanden kennenlernen, der Douglas heißt, ein trauriges Lächeln und schöne Arme hat. Und der seine Möbel selbst baut.

Klingt cool. Wann ist es so weit?

Gar nicht. Sie hat ihn erfunden.

Schade. Gefiel mir.

Mir auch. Ich bräuchte neue Bücherregale.

Haha. Aber recht hat sie. Du hast einen tollen Mann verdient. Und den wirst du auch finden. Oder eher er dich.

Glaubst du das im Ernst?

Ihr werdet euch finden.

Ja, klar. So wie du und Larry im Waitrose #Glücksfall
#wieoftgibtssowasschon #skeptisch

Man kann nicht danach suchen, Jen. Das passiert nur, wenn man nicht sucht. Du kannst lediglich dafür sorgen, dass du nicht ständig alleine rumhockst.

Hm. Ich sag dir, was ich WIRKLICH glaube. Man weiß, dass man den richtigen Menschen getroffen hat, wenn der ein Lied singt, das nur man selbst hören kann.

Oscar Wilde?

Twitter.

Hat Matt in deinem Kopf gesungen?

Früher vielleicht mal. Weiß ich nicht mehr. Und Larry?

Larry singt im Auto. Die Mädchen sagen dann, er soll die Klappe halten.

Als wir den Chat beenden, sehe ich, dass Matt mir gemailt hat. Im üblichen Matt-Stil, denn er will wissen, ob ich irgendwas wüsste über eine Summe von zweitausend Pfund, die er angeblich an ein feministisches Kollektiv in Lancaster überwiesen haben soll. Er hat bei seiner Bank *Druck gemacht*, und die Sicherheitsexperten da haben ihm geraten, sämtliche Personen zu kontaktieren, die in letzter Zeit Zugang zu seinen Online-Banking-Daten hatten. Und als er warte, dass mich das interessiert, schreibt er dann auch noch, dass er einen »Scheißtag« bei der Arbeit hatte und zum Abschluss einer »Scheißwoche« demnächst eine Steuerprüfung kriegt. Offenbar hat der Computer vom Finanzamt ihn per Zufall ausgesucht, und jetzt wol-

len die seine gesamten Unterlagen der letzten fünf Jahre sehen. Laut Frobisher aus der Buchhaltung seiner Kanzlei ist das wohl, »als werde man mit einem geborstenen Besenstiel vergewaltigt, nur weniger angenehm«.

Fühlt Matt sich schuldig wegen seines Benehmens und berichtet mir deshalb, dass ihm jetzt vom Schicksal übel mitgespielt wird?

Sei nicht albern, Jen. Ich bin versucht, HA HA HA HA, GESCHIEHT DIR RECHT, zu schreiben, antworte aber nur: *Weiß gar nichts darüber. Kann dir nicht helfen. Tut mir leid.*

Was stimmt.

Bis auf das Leidtun.

Aiden

In Großbritannien gibt es laut Informationen aus dem World Wide Web 104 Männer Anfang bis Mitte vierzig (40–45), die verheiratet sind und ihre Möbel selbst bauen. Von denen sind 19 geschieden, und 13 haben Kinder. 8 von diesen 13 leben in Wales – das versteh mal einer –, und von den restlichen 5 wohnt nur 1 in London und Umgebung. Er heißt nicht Douglas, sondern George; die Beurteilung seiner Arme überlasse ich anderen, und zur Meeraalthematik kann ich mich nicht äußern. Leider steht George ohnehin gegenwärtig nicht zur Verfügung, da er wieder geheiratet hat – diesmal einen Mann.

Deshalb halte ich die Idee eines vom Leben angeschlagenen tischlernden Douglas in Jens Reichweite für ziemlich unrealis-

tisch. Aber es wird wohl *jemand* zu finden sein, und ich habe mir vorgenommen, dabei behilflich zu sein. Da räumliche Nähe in Herzensangelegenheiten oft als wichtig erachtet wird, begann ich mit der Suche in Jens Nachbarschaft.

Innerhalb der nahegelegenen Straßenzüge in Hammersmith gab es laut öffentlich zugänglichen Daten – und einigen eher nicht so öffentlichen – 5 ungebundene junge Männer, die der gefragten sozioökonomischen Zielgruppe zuzuordnen waren: 1 Musikproduzent, 2 Steuerberater, 1 Internetentwickler und 1 Angestellter des Geheimdienstes MI6. Durch ... *hüstel* ... Recherchen, betreffend Lebensstil, Freizeitaktivitäten, Lese- und Fernsehgewohnheiten, Einkaufsverhalten und andere Eindrücke anhand von Telefongesprächen, E-Mails und Handynachrichten – bitte verurteilen Sie mich jetzt nicht! –, kam ich zu dem Schluss, dass Robin (der Geheimagent) über ein ausreichendes intellektuelles und kulturelles Niveau verfügte, um für Jen interessant zu sein. (Der Internetentwickler liest Comics, und einer der Steuerberater führt ein Doppelleben als Fußball-Hooligan; mehr muss ich dazu nicht sagen.)

Doch trotz der Tatsache, dass Jen und Robin in benachbarten Wohnblocks lebten, und trotz der Tatsache, dass sie manchmal sogar im selben U-Bahnwaggon zur Arbeit fahren, war es ein höllisch schweres Unterfangen, die beiden zusammenzubringen!

Ich schickte ihnen Eintrittskarten zu einer Vorbesichtigung für eine Auktion moderner Kunst bei Sotheby's (Picasso, Seurat, Monet) – er kam, sie nicht. Ich schickte ihnen Theaterkarten (Sitze nebeneinander!) für eine Aufführung von Harold Pinters *Niemandland* – sie kam, er nicht. Ich reservierte in der von bei-

den frequentierten Buchhandlung im Viertel Plätze in der ersten Reihe für eine Lesung eines Autors, den *beide* mögen – keiner von beiden tauchte auf. Entnervt fingierte ich Freundschaftsanfragen von beiden auf Facebook; beide klickten auf *Anfrage löschen*.

Als ich die Suche ausweitete auf ungebundene Männer im Umkreis eines Kilometers von Jens Wohnung, wiederholte sich die ganze Geschichte. Es gab 51 mögliche Kandidaten, da dieses Viertel von London sehr eng besiedelt ist. Nachdem ich die Nieten aussortiert hatte – einer wurde wegen raffinierter Schmuckdiebstähle bei diversen Juwelieren in der Bond Street gesucht! –, hielt ich Jamie für den geeignetsten, einen Kinderarzt, spezialisiert auf traumatische Verletzungen.

Perfecto!

Ich war gerade im Begriff, meinen ausgeklügelten Plan in die Tat umzusetzen – Abendessen im Promi-Restaurant The Ivy; beide würden glauben, dort einen Anwalt zu treffen, der sie wegen einer mysteriösen Erbschaft seitens eines bislang unbekanntem Verwandten sprechen wollte – und die notwendigen Papiere zu versenden, als der junge Mann eine E-Mail abschickte, in der er eine Stelle als Chirurg in einem der renommiertesten Kinderkrankenhäuser Neuseelands annahm.

Entmutigt ob meines Scheiterns in der näheren Umgebung, versuchte ich es mit dem Schrotflintenprinzip und setzte Jens Profil auf eine Dating-Website. Ich war recht stolz auf einige Sätze, die ich mir für *Angela* hatte einfallen lassen – »ich kann ebenso ernsthaft wie übermütig sein und würde gerne jemanden kennenlernen, der beides zugleich ist« – ich vermute mal, das stimmt sogar.

Aber großer Gott: die Antworten! Was für ein Haufen Idioten und Luschen – und das waren noch diejenigen, die sich nicht explizit grob oder sogar obszön äußerten. Meine Lieblingsantwort lautete so: »Na jedenfalls ... sorry, dass ich so rumgelabert hab. Ich geh jetzt offline. Aber wenn du mal in die Nähe von Nuneaton kommst, könnten wir uns doch auf ein Weinchen oder ein paar mehr und einen Teller Nudeln treffen und (man weiß ja nie): Dann kommt vielleicht eins zum anderen!«

Ich achtete darauf, dass diese Panne mir nicht aufs Gemüt schlug. (Gemüt haben wir ja ohnehin nicht, oder?) Sondern startete stattdessen eine Bestandsaufnahme, indem ich sämtliche Unterhaltungen von Jen in meiner Datenbank sichtete: alle Gespräche mit mir, mit Ingrid, Rosy, Matt, ihren Arbeitskollegen; also alles, was mir an Äußerungen vorlag und noch jede Menge weiteres Material (E-Mails, SMS, Posts bei Facebook und Twitter). Das war ziemlich viel Stoff, weshalb ich fast eine ganze Sekunde dafür brauchte.

Ein Satz stach hervor – aus einer Plauderei mit Ingrid am achtunddreißigsten Tag nach dem Apfelforfall. Ingrid hatte gefragt, ob es irgendeinen Mann gäbe, der Jen gefiele (wie Sie bemerkt haben werden, fackelt Ingrid nicht lange).

»Na ja, da ist dieser Typ, der auch immer zum Bauernmarkt kommt. Trägt einen grünen Dufflecoat und sieht aus wie ein französischer Intellektueller.«

»Hört sich eher nach Christopher Robin an. Hast du mit ihm gesprochen?«

»Natürlich nicht.«

Am nächsten Samstagmorgen *begleitete* ich Jen zu den Ständen mit ländlichen Produkten. Die Überwachungskamera einer

benachbarten Schule versorgte mich mit exzellentem Bildmaterial – Schwenks und Zoom, besser hätte es gar nicht sein können –, und wahrhaftig kam binnen Kurzem der Mann im grünen Dufflecoat ins Bild. Er hatte tatsächlich ein paar Euros in der Brieftasche, und sein Einkaufsverhalten gab durchaus Anlass zur Hoffnung: Biotomaten, seltsam bunte Karotten, Seeteufel, Holzofenbaguette, Mangold und drei Sorten Käse (Raclette, Wensleydale und alter Ziegengouda).

Mittels Verkehrskameras konnte ich dem Mann bei seinem 3,37 Kilometer langen Heimweg zu einer Seitenstraße in Turnham Green folgen. Da jedoch nicht ganz ersichtlich war, welches Haus er betrat, warf ich einen Blick in die Mietverträge der Straße und stieß dabei auf einen gewissen Olivier Desroches-Joubert, der mir perfekt zu dem grünen Dufflecoat zu passen schien. Die Vermutung ließ sich bestätigen mittels Durchsicht sämtlicher auf ihn zugelassener Geräte. Ein etwas bizarrer Ausblick auf bunte Karotten und Mangold, die im Kühlschrank verstaut wurden, sagte mir, dass ich mich in der richtigen Wohnung befand, und als der Mann sein Laptop aufklappte, hatte ich ihn direkt vis-à-vis.

Jen hatte beinahe richtig getippt.

Kein französischer, aber ein Schweizer Intellektueller, geboren in Bern, als Altphilologe lehrend an einer privaten Bildungsinstitution, seit vier Jahren in London lebend und – ja!! – im richtigen Alter von vierunddreißig Jahren und aktives Mitglied der Online-Dating-Gemeinschaft. Dabei aber alle Bindungsversuche von kurzer Dauer – das Höchste waren vier Monate mit einer Person namens Noelle –, und vor allem: gegenwärtig Single.

Der Mann sah nicht schlecht aus, beim Gesichtsabgleich achtundvierzig Prozent Übereinstimmung mit dem belgischen Politiker Guy Verhofstadt, falls den jemand kennt. Ich suchte rasch ein hübsches Bild von Jen aus Matts gespeicherten Handyfotos heraus, bastelte ein Profil und platzierte es auf Oliviers bevorzugtem Dating-Portal. (Dabei benutzte ich sogar ihren wirklichen Namen, da ja ohnehin nur eine Person dieses Profil zu sehen bekommen würde.)

Nachdem Mr Dufflecoat sich an diesem Abend ein anspruchsvolles Mahl mit Seeteufel, Möhren und Mangold zubereitet hatte – ziemlicher Perfektionist in der Küche, kann ich berichten; er trug sogar eine Schürze –, ließ er sich in einem Sessel nieder, warf die Stereoanlage an (Messiaen) und begann die neuesten amourösen Angebote zu studieren.

Ich konnte vor Aufregung – ja! – kaum an mich halten, als der Mann nach einigem Stöbern schnurstracks auf die von mir gestellte Falle zusteuerte. Als dann das Foto von Jen auf dem Bildschirm erschien, wurde mir ein äußerst befriedigender Moment gewährt. Mr Dufflecoats gesamtes Gesicht veränderte sich. Die Augenbrauen schossen in die Höhe, die Nasenflügel bebten, und ihm blieb sogar kurz der Mund offen stehen, was für einen Schweizer Intellektuellen wohl ein Großereignis ist. Mit einer Treffsicherheit von zweiundneunzig Prozent hatte er Jen von den gemeinsamen Markteinkäufen erkannt.

Und just als sich sein Zeigefinger mit quälender Langsamkeit auf die Maus zubewegte – wir KIs erleben die Bewegungen von Menschen etwa so wie eine Fliege, die sich über die auf sie herabsinkende Zeitung amüsiert –, löschte ich das Profil!

Mr Dufflecoats obere Gesichtsmuskeln vollführten weitere



Paul Reizin

Wahrscheinlich ist es Liebe

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch, Halbleinen, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-336-54786-9

Wunderraum

Erscheinungstermin: April 2018

Jen ist traurig. Aiden möchte, dass sie wieder glücklich ist. Klingt nett, aber nicht gerade spektakulär? Dann sollte man hinzufügen, dass Jen eine Frau Mitte dreißig ist, die gerade sitzen gelassen wurde, und Aiden ein hoch entwickeltes Computerprogramm, das gerade von Jen trainiert wird. Nach Aidens Berechnungen fehlt Jen zur Erreichung des optimalen Wohlbefindens einfach nur der richtige Mann. Und da Aiden via Internet Zugang zum Weltmännerpool hat, kann es doch nicht so schwer sein, ein passendes Exemplar mit Jen zusammenzubringen. Wenn sich die menschlichen Probanden bloß nicht so ungeschickt anstellen würden!

Liebevoll ausgestattete Ausgabe mit Leinenrücken und Lesebändchen.



[Der Titel im Katalog](#)